

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 16

Artikel: Jonas Truttmann. Siebzehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 15. Mai 1933

Heft 16

Zum Auffahrtstag.

Kaum ist der Lenz zu uns gekommen
mit Veilchenduft und Drosselsang,
und kaum, daß Blüten scheu erglommen
am Waldesrand, an Busch und Hang,
so bringt auch wieder uns die Kunde
ein holder Feiertag im Mai,
daß einst der Herr mit Gott im Bunde
zum Himmel aufgefahren sei.

Es klingt wie eine heil'ge Sage,
ein frommes Märchen uns ins Ohr —
und doch, was soll des Zweifels Frage?
Noch klingt der Ruf: Erzelsior!
Erzelsior, wenn uns're Seelen
die Schwingen heben himmelwärts,
dann braucht kein Zweifel uns zu quälen
und Glücksgefühl erfüllt das Herz.

Erkennt: Die Lerche in den Lüften
fliegt jubelnd auf zum Himmelsdom,
und himmelwärts selbst von den Gräften
streu'n Blumen köstliches Arom . . .
Erzelsior! Die Glocken klingen
bis in den Himmel hoch hinauf,
drum, gläub'ge Andacht, sollst du schwingen
dich selber heute himmelauf!

Emil Hügli.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel

Das war es: man mußte Jonas fast bewundern; denn er arbeitete wie ein Studierter. Inocenta staunte immer wieder, wie viel er im Kopfe hatte. Über jede Einzelheit der Wirtschaft, den Stand der Ernten, die Leistungsfähigkeit jedes Tagelöhners, den Milchreichtum jeder Kuh wußte er so gründlich Bescheid wie über sein Rechnungsbuch, die Lage der Märkte und etwa die Vertrauenswürdigkeit der Nachbarbauern

und Geschäftsfreunde, mit denen er handelte. Aber er las auch die Zeitungen und kümmerte sich um die Welt und ihre Politik. Und oft saß er bis tief in die Nacht über seinen Büchern.

Aber Inocenta wurde nicht froh dabei. Es schien ihr manchmal, als habe sie keine Jugend. Sie legte sich im Hauswesen tüchtig ins Zeug. Sie konnte mit der gutmütigen Trockenbröterin Franziska lachen oder singen. Aber wenn Jonas kam, war es, als erlöse ihre Lustigkeit.

Er sprach immer von Arbeit oder Verdienst oder Lernen, von Freude sprach er nie, dazu hatte der Lahme nie das Zeug gehabt. Warm wurde Inocenta bei ihm nur, wenn sie ihn bei seinen Tieren sah, die merkwürdigerweise an ihm viel mehr zu hängen schienen als an ihrem eigentlichen Besorger Geni, oder wenn er ihr eine Pflanze erklärte, eine Blume zeigte.

Er fuhr indessen fort, sie mit Geschenken zu verwöhnen. Sie wußte bald nicht mehr wohin mit den Rosenkränzen, Gebetbüchern, Schmucksachen, Kopftüchern und all solchen Dingen mehr, die er ihr nach und nach gekauft hatte. In seinen Freundlichkeiten schien aber eine leise Frage zu liegen: Macht es dir auch wirklich Freude? Und diese seltsamen Zweifel, dieses Anirtherumraten brachte in ihr eigenes Herz eine Unsicherheit.

Inocenta war zufrieden mit Jonas und ihrem Leben, und doch so ganz glücklich war sie nicht. Aber welcher Mensch war das schließlich?

Es kam der erste Heuet nach ihrer Verheiratung. Geni war gerade zu einer kurzen Militärübung einberufen gewesen, traf aber noch einmal auf dem Seegut ein, um die dringendste Arbeit mitzumachen und erst nach einigen Wochen dann in einen neuen längeren Offiziersdienst einzurücken. Die Arbeitskräfte wurden knapp. Jonas stellte ein, wer irgendwie aufzutreiben war. Selbst der Schwiegervater Tschusepp mußte sein Handwerk verleugnen und Rechen und Heugabel in die Hand nehmen. Auch die Frauen, Inocenta und die Franzzi, wurden nicht gespart; sie waren täglich schon zum frühesten in den Matten. Sogar Jonas selbst griff manchmal an. Er wurde nur beim Rechen — andere Arbeit konnte er nicht verrichten — immer gleich schneeweiß im Gesicht vor Anstrengung und mußte bald klein begeben; eine rechte Hilfe war er nicht. Im Gegensatz zu Geni.

Der Tschusepp war vergnügt. Es gab gute Kost und Wein genug für den größten Durst. „Wir leben wie im Himmel,“ rühmte er dem Schwiegersohn gegenüber.

Der Vergnügteste war Geni. Wenn er in einer Matte, wo die anderen Rechen und Gabeln handhabten, die Sense schwang, lief etwas. Schon allein in seinem Schritt und Schnitt lag ein Maß, das die anderen mit fortrif. Er warf Beine und Arme vor sich, als zählte der Meter, den er in einem Schwung überwand, und der übrige Körper kam schnellend nach, als ob Gum-

mistränge in die Glieder gespannt seien. Dabei war seine Zunge loser noch als seine Hand.

„Rugle nicht über den Rain hinunter, kleiner Regel,“ rief er dem gedrunghenen Kaspar zu.

„Wenn dir nur das Herz nicht die Bluse zersprengt,“ neckte er die Franzzi.

Aber den Bruder fiel er an: „Rechnen ist leichter als rechen, nicht wahr, Gigampfer?“ — „Schau, wie gerade du dastehst! Du solltest immer einen Berg unter dir haben,“ zum zweiten, und zum dritten: „Wink nicht so mit dem Kopf, du Wackelmann, sonst meinen die Leute da drüben, es sei ein Unglück passiert und kommen zu Hilfe.“

Er konnte sich mit seinem Spott nicht genug tun. Es gewährte ihm eine Art Befriedigung, gerade vor Inocenta immer wieder die schiefe Hilflosigkeit des Bruders herauszustreichen. Vielleicht wollte er auch nur seine Unabhängigkeit vor sich selber und den anderen betonen. Diese anderen, der Tschusepp nicht ausgenommen, lachten. Die Franzzi nur hatte kleine, unruhige Augen, als suchte sie nach einer Abwehr der Witzpfeile.

Jonas selbst blieb stumm. Die Scherze hingen sich aber mit ihren Widerhaken an ihm fest, wie sie es lebenslang getan hatten.

Inocenta wußte nicht recht, was sie tun sollte; des Schwagers frischer Übermut, seine kraftvolle Schafferart weckten ihr Gefallen. Es schien ihr in seinem Spott viel Gutmütigkeit verborgen. Einmal hörte sie ihn ja auch mit offenbarem Wohlmeinen Jonas aus der heißen Sonne nach Hause gehen heißen und sagen, die Feldarbeit sei nun einmal nichts für ihn. Aber sie nahm sich in acht, daß Jonas es nicht merkte, wenn ein Witz Genis sie einmal wirklich belustigte; sie wußte, daß sonst das seltsame Verdorren durch seine Züge flog.

Manchmal, wenn Jonas nicht in der Nähe war, machte es sich, daß Geni an ihrer Seite zu tun hatte. Es mochte ja Zufall sein. Er fing mit ihr ein Gespräch an, etwa: „Gefällt dir diese Arbeit? Du bist doch so etwas nicht gewöhnt gewesen.“ Freilich gefalle es ihr, antwortete sie, sie liebe die freie Luft und fühle sich wohl wie nie. In der Tat blühte ihr Gesicht und ihre Augen waren voll Lichts. Je mehr Geni sie ansah — und er hatte sie nun ja stündlich vor Augen —, um so mehr Schönheiten entdeckte er an ihr. Er wunderte sich, daß er das nicht alles schon früher gesehen hatte. Jeder Augenblick warf ihm ein neues Ergöken an ihr

in die Seele. Sie werkte eines Tages mit hochgekrempelten Ärmeln. Aber die Sonne konnte der Weiße ihrer Arme nichts anhaben. Und jetzt bückte sie sich, und er sah ihren Nacken und dann ihre kindlich knospenden Brüste. Er sagte: „Das Leben ist schön, wenn man jung ist.“ In seinen Augen funkte die Lebensfreude.

Ja, dachte Inocenta, wenn man jung war, mußte man das Leben lieb haben.

Oft erzählte er von seinem Militärdienst.

Sie wußte, daß ihm der noch über sein Landwirtschaftshandwerk ging, wußte auch, daß er darin etwas leistete. Er sprach ihr von den Märschen, den Übungen, den Ansprüchen, die an den Soldaten gestellt wurden. Bequem sei das Leben nicht, aber gesund wie ein tägliches Flußbad. Daß er Hoffnung habe, es einmal zu einem Führerposten zu bringen. Ja, er habe sich manchmal sogar gefragt, ob er nicht den Bauern an den Nagel hängen und sich ganz dem Instruktorenberuf widmen wolle. Nur der Gedanke, daß Jonas allein nicht würde fertig werden können, habe ihn abgehalten, das ernstlich zu erwägen. Er war, wenn er so sprach, ein ganz anderer. Ein ungewohnter Ernst lag über seinen Zügen, der ihm wohl stand. Wenn er vor der Hochzeit infolge seiner Warnung bei Inocenta Vertrauen verloren hatte, so eroberte er sich das jetzt wieder zurück. Es gefiel ihr immer besser im Seegut, aber es waren nun nicht mehr Jonas mit seiner Güte und Franziska mit ihrer Mütterlichkeit allein schuld, sondern Geni fügte sich in den schönen Rahmen und gab ihm sogar, ihr unbewußt, einen kleinen Glanz.

Einmal, beim Heuen, in einer Mittagspause — Jonas hatte auf den Wochenmarkt hinunter nach Bergenried sich begeben und war noch nicht zurück — setzte sich Inocenta unter einen mächtigen Brombeerstrauch am obersten Saum der Stafelmatte, die stark abfiel und an der das Heuen eine rechte Mühsal war. Kaspar, Franziska, der Tschusepp und die Tagelöhner, von denen drei mitwirkten, hatten in einiger Entfernung unter einem Obstbaum sich gelagert. Bei ihnen befand sich Geni.

„Komm doch herunter,“ rief die Franziska zu ihr herauf.

„Kommt ihr doch herauf,“ lud sie lachend ein.

Das Auf und Ab auf der Matte hatte sie ermüdet. Die Sonne brannte, und sie war mit einem Seufzer des Wohlbehagens ins Gras gesunken. Die Luft fehlte ihr, aufzustehen.

„Dort oben gibt es nichts zu essen,“ scherzte

die Franziska, den Korb auspackend, in dem sie eben das Mittagbrot vom Hause heraufgetragen hatte.

„Dafür lebe ich von guter Luft und Liebe,“ prahlte Inocenta zurück, legte die Arme hinterm Kopf zusammen, an dem sich das bunte Tuch gelöst hatte, und schmiegte sich näher an den Hügelboden. Sie schaute in den heißblauen Himmel, er war ganz durchbrannt von Sonne. Mücken surrten im Strauch über ihr. Manchmal taumelte lautlos wie ein von einem Windhauch getragenes Blatt ein Falter vorüber. Sie wurde schläfrig. Es fehlte nicht viel, daß sie eingenickt wäre. Ein Schritt weckte sie. Jemand legte ein Paket neben ihr nieder.

„Da bringt der Knecht der hochregierenden Meisterin die Mahlzeit,“ sagte Geni.

„Das hätte ich mir auch selber holen können,“ entschuldigte sie sich.

Er aber lachte: „Das ist nachher leicht gesagt, wenn man die Arbeit gehabt hat.“

Damit ließ er sich neben ihr nieder und kramte das Zeitungspapier auseinander. „Ich bekomme auch noch etwas davon,“ sagte er, Trockenfleisch, Käse und Brot zurechtlegend und eine Flasche Most aus seiner Brusttasche hervorholend. Die Ellbogen aufgestützt, die Gesichter einander zugewandt, begannen sie sich ans Essen zu machen. Sie waren da oben wie aus der Welt. Nur die Sonne war da und das Mückensummen. Manchmal flog ein Vogel über ihren Häuptern vorbei, aber so rasch, daß sein kleiner Schatten wie ein Blitz über die stille Erde zuckte. Sie hatten noch nie so das Gefühl des Alleinseins und des Ungeörtseins gehabt.

„Das ist der rechte Speisesaal hier,“ sagte Geni, mit vollen Backen kauend, und Inocenta, mit gemäßigterem Behagen ihr Brot brechend, meinte: „Du siehst, wie viel Kühler es hier oben ist als dort, wo die anderen sich gehäufelt haben.“

Es wurde einen Augenblick still danach. Ihre Blicke gingen zur Gruppe der übrigen hinunter.

Plötzlich seufzte Geni und sagte: „Übermorgen muß ich wieder fort.“

„Lang?“ fragte Inocenta.

„Lange genug,“ antwortete er.

Es beunruhigte sie, so daß das Blut dünn und langsam durch ihren weißen Hals in die Wangen stieg.

„Sonst ist mir der Militärdienst über alles gegangen,“ fuhr er fort. „Jetzt wäre ich lieber hier geblieben.“

Er sprach das aus innerem Drang und in seiner gewohnten großen Unbekümmertheit.

Innocenta hatte auf einmal Lust aufzuspringen und fortzulaufen. Dann gab sie sich einen Ruck und rief nach Franziska: „Ihr da unten. Nun kommt doch wirklich hier herauf.“

Geni sah sie an. Der Born feuerverkte durch seinen Blick. Aber dieser Born galt eigentlich weniger Innocenta als etwas Unbestimmtem, Schicksalhaftem.

Unten arbeitete sich die Franzi vom Boden auf die Beine. Sie kam die Halde heraufgestiegen. Es war, als ob ein großes Faß bergan rollte. Als sie oben ankam, war ihr Gesicht blau vor Anstrengung.

„Ihr könntet recht haben, daß es hier besser ist,“ sagte sie und ließ sich neben Innocenta nieder. Sie hatte nicht gern gesehen, daß die beiden beieinander saßen. Es hatte sie geprügelt, beheligt, und sie hatte sich gesagt, Jonas sollte jetzt nicht so viel auswärts müssen.

„Ein Wunder, daß du im Herauffklettern nicht explodiert bist,“ foppte Geni sie grimmig.

Sie sah ihn scharf an, aber sie erwiderte nichts. „Jonas wird auch zufrieden sein, wie wir gerückt haben,“ sagte sie zu Innocenta.

Es war dieser wie eine Hilfe, daß sie Jonas nannte. Überhaupt fühlte sie sich geborgen, seit jene da war.

Geni war wie ausgewechselt. Er verspritzte seinen Spott nach allen Seiten. „Es hat einer leicht zufrieden sein, wenn andere die Arbeit tun,“ lachte er auf. Dann rief er den Tschusepp an: „Wieviel hast schon geschluckt, Schnapschwamm?“ und warf sich über einen Tagelöhner, der keiner von den fleißigsten war: „Hast nicht den Krampf in den Fingern vom Schaffen?“

Es war, als dränge ihn etwas, sich mit der ganzen Welt herumzubalgen. Er brachte Unruhe über die mittagstille Matte, und sie war aus ihm selber herausgebrochen.

Innocenta unterhielt sich leise mit der Franzi. Sie sprachen von Haushalt dingen, wie Frauen tun. Mit einem Ohr lauschte sie aber nach dem lauten Geni und den Antworten, die ihm wurden. Sie hätte auch noch auf eine andere Stimme lauschen können. Die redete in ihr selber, aber sie war ganz sacht, und sie ahnte sie noch nicht recht.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags war Innocenta mit Geni nicht mehr allein.

Sie beendeten die Arbeit in der Matte vor

Sonnenuntergang. Geni, der mit Kaspar das eintägige Heu eintrug, schritt unter dem schweren Bündel leicht und aufrecht. Barfuß stieg er nach dem Stafelstall hinauf, und seine Beine federten, als ob er Flaum im Sammelstuch trage. Das sah Innocenta, und dann hörte sie wieder, wie er sagte, daß er jetzt nicht gern fortgehe.

Jonas kam zurück, ehe die Heuer heimkehrten. Er stieg noch zu ihnen hinauf, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Auch das Verlangen nach Innocenta trieb ihn; er war nicht gern ohne sie. Als er sie mit den Blicken erreichen konnte, freute er sich, sie eben mit der Franzi zusammenstehen zu sehen. Vielleicht hatte er unbewußt gemeint, es könnte Geni bei ihr sein.

Innocenta lief ihm sogleich entgegen, gab ihm die Hand und fragte nach seinen Geschäften. Sie atmete freier, nun sie ihn wieder da wußte, meinte auch, sie sei bei der Arbeit nicht mehr nötig und könne gleich mit ihm heimkommen.

Sie verließen eine Weile vor den anderen die Matte.

Auf der Straße unten händigte er ihr ein Seidentuch ein, das er auf der Messe zu Bergenried erstanden.

„Wie du mich verwöhnst,“ sagte sie und drückte ihm die Hand.

Er war froh. „Dich beschenken, macht glücklich,“ sagte er.

Jedesmal, wenn er sie nach einem kurzen Fortsein wiedersah, war sie ihm wie neu geschenkt.

Sie nahmen einander bei der Hand und schritten weiter. Sein schwankender Gang machte es ihr schwer, im Schritt zu bleiben. Es schien ihr, er sei noch nie so mühsam gegangen. Völlig schwindlig wurde ihr, so sehr wiegte sein Körper hin und her.

Am Abend war die Stube von den Stimmen der Heuer laut, die über den Durst getrunken hatten. Der Tschusepp schlief in einer Ecke ein. Ihn hatte der Alkohol schon so in den Fängen, daß er ihn leicht stumpf und dumpf machte. Innocenta tat es weh, ihn anzuschauen, und sie schämte sich um feinewillen. Aber sie schämte sich mehr vor Geni als vor Jonas; denn Jonas hatte Verständnis für den Vater.

Als endlich Feierabend und die Stube leer wurde, riß die Franzi alle Fenster und Türen auf. „Luft“, sagte sie, „es menscht zu sehr da herinnen.“



Die Liebe im Dorfe. Nach einem Gemälde von J. P. Lepage.

„Gute Nacht,“ grüßte Geni. Er sah niemand an dabei und ging.

Übermorgen fährt er fort, dachte Inocenta. Nicht gerne, dachte sie weiter. Sie nahm den Gedanken mit in die Kammer zu Jonas, mit in den Schlaf. —

Vor der Abreise sah sie Geni nicht mehr allein. Selbst als er schon in der Uniform da stand, in der Uniform, die ihn zu einem regelrechten Herrn machte, und als er nun ade sagte, war Jonas mit in der Stube. Die Brüder gaben

einander kühl die Hand. Auch Inocenta bekam Genis Rechte, und diese drückte die ihre mit bedeutsamer Heftigkeit.

Er geht wirklich ungern, dachte Inocenta.

Jonas erwähnte mit keinem Wort die Tatsache, daß der Bruder nun wieder einige Wochen fort sein werde. Er setzte sich an den Tisch.

Draußen knarrte ein Wagen vorbei. Um so stiller war es in der Stube.

Inocentas Seele suchte nach etwas, was sie entbehrte, ohne zu wissen, was es war. Ein un-

bestimmtes Heimweh quälte sie. Sie erhob sich, fast ängstlich, daß Jonas sie frage, wohin sie wolle. Den Blick auf den emsig Schreibenden geheftet, verließ sie die Stube und suchte Franziska auf. In der Zusammenarbeit und einem Mittagsgespräch mit ihr fand sie ihr inneres Gleichgewicht wieder.

Der Tag und die Tage gingen hin. Jonas war guter Dinge, sehr guter Dinge. Weil Geni aus Weges war. Er ging völlig in seiner Arbeit auf. Der Gadenbau war vollendet. Er stellte noch einen jungen Knecht ein, Kaspar zur Hilfe, und ging einen Vertrag mit einer großen Milchgenossenschaft einer nahen Stadt ein, wonach er nicht nur die Milch seines eigenen Betriebes, sondern auch diejenige vieler benachbarter Bauernhöfe dorthin abzuliefern hatte.

Inocenta bekam ein Amt, die Buchführung dieses Milchgeschäftes. Jonas zeigte ihr alles.

Die Genossenschaft marktete anfangs. Lange war wegen eines Rappens am Milchpreise ein Hin und Her.

„Wäre es nicht genug, was sie bieten?“ fragte die Franzi.

Jonas wankte und rückte nicht.

Wie seltsam er aussieht: wie ein Geizhals, dachte Inocenta und verglich das knappe, fast hungerhagere Gesicht ihres Mannes mit den hellen, lebenslustigen Zügen eines anderen.

Einmal war ein kleines Sängerefest unten in Bergenried. Auch die Jungmannschaft von Bergseeon zog hin. Kaspar und sein Unterknechtlein staken schon frühe in den Festkitteln. Der Tschusepp ließ sich überhaupt nicht blicken; er hatte schon gestern erklärt, er werde blau machen. Über dem Mittagessen sprach sogar die Franzi von dem Anlaß und ob Jonas mit Inocenta und ihr nicht hingehen wolle, das Konzert solle wetterschön werden.

Jonas horchte auf. Er liebte Gesang, aber es verlangte ihn nicht, sein Glück unter die Neid-
augen und vor die Lästermäuler zu tragen. „Ich bliebe lieber, wo wir sind,“ sagte er ehrlich, immerhin einen fragenden Blick auf Inocenta richtend.

Ihr Herz hatte einen Augenblick gefanzt. Sie hatte Lust bekommen, ein Stück Außenwelt zu sehen, aber es fiel sogleich wie ein Reif über ihr kleines Frühlingsgelüsten.

„Möchtest du gehen?“ fragte Jonas.

„Nein,“ antwortete sie gedehnt; sie fühlte ja, wie wenig ihm daran gelegen war.

Dann wurde nicht mehr davon gesprochen.

Aber am Nachmittag fiel über das Haus wieder das große Schweigen, das sehr oft darüber lag.

Die Franzi war auf ihre Kammer gegangen. Jonas blieb mit seiner Frau allein. Er bereute etwas. Er begriff, daß sie Abwechslung brauchte. Der Wunsch, ihr Freude zu machen, und die Abneigung vor dem Unter-die-Leute-Gehen zerrten ihn hin und her. Am Ende holte er eines seiner Bücher herüber, die Monographie einer altitalienischen Stadt. Das Werk hatte viele Bilder. „Ich will dir etwas Schönes zeigen,“ sagte er, und begann die Seiten umzuschlagen und zu erzählen. „Vielleicht einmal, wenn wir alt sind und es zu etwas gebracht haben, reisen wir,“ sagte er.

Sie hörte ihm zu, wunderte sich auch, wie schon oft, daß er so viel wußte und wollte. Aber daß sie einmal reisen würden, glaubte sie ihm nicht. Und in ihren Ohren summt es wie ferne Musik, als klängen Stimmen von Bergenried herauf.

An diesem Abend, als Jonas vor dem Schlafengehen den Arm um sie schlang und seine Zärtlichkeit, die immer wie ein Fieber war, losbrach, löste sie sich mit einer unwillkürlichen Bewegung von ihm.

Er verbiß die Lippen. Sein Blick fragte, was ihr sei.

Es tat ihr leid. Aber sie fühlte sich abgestoßen.

„Gute Nacht, Jonas,“ flüsterte sie, als sie in den Kissen lag. Ihre Stimme war ganz klein und scheu.

„Gute Nacht,“ antwortete er. Aber seine Hand kam nicht zu ihr herüber, wie das sonst manchmal geschehen war.

Inocentas Seele war wie ein verschüchterter Vogel, der im engen Käfig flattert. Jonas sann scharf nach. Was ging vor? Was entglitt ihm da? Er spürte, daß seine Liebhabereien, Bücher und Natur, nicht Ersatz waren für ein junges Lustverlangen, das gesunde Menschen haben. Er spürte, daß er wieder in Nachteil geriet, er, der Krüppel. Heiß und furchtbar schwoll es in ihm, wie damals, als er mit gebrochenen Gliedern auf seinem Lager gelegen. Er haßte die Menschen. Es war, als ob Feuer aus seiner Brust nach Kopf und Händen flösse. Die Stirn glühte, und es pochte dahinter, als müßte sie zerspringen. Die Finger krampften sich ins Leintuch und zerrten, bis die Leinwand riß. Er wehrte sich gegen etwas Unsichtbares, das ihm die Inocenta nehmen wollte, seine Inocenta.

Plötzlich erinnerte er sich, daß sie seine Frau war. Daran krallte er sich fest wie ein Ertrinkender an einem Holzpfehl.

Endlich schlief er ein. Im Grunde, dachte er im Entschlummern, war ja nichts geschehen. Kleine Verstimmungen gab es in jeder Ehe, und man wußte nicht, woher sie kamen.

Aber am Morgen stand in seinem Herzen ein kleines Unkraut, eine Wurzel erst, fast ein Nichts. Es hinderte nur fortan die Freude an dem, was sein war.

Inocenta hatte sich rote Backen geschlafen.

Ein sonniger Tag schaute durchs Fenster und umstreichelte ihre rundfeinen Arme.

Als sie ihr krauses Haar hochsteckte, betrachtete Jonas sie. Er wurde wie trunken von ihrer Schönheit.

„Du hast mir nicht guten Tag gewünscht,“ sagte sie heiter, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen.

Da trat er auf sie zu, erfaßte ihren Arm mit klammernden Fingern und drückte seinen Mund so jäh darauf, daß es sie schmerzte. Aber sie fühlte, wie er es nur aus übergroßer Liebe getan, und sie war ihm wieder gut vor lauter Mitleid.

(Fortsetzung folgt.)

Schneewittchen.

Schneewittchen hast im Scherz du dich genannt,
Da plaudernd einst zusammen wir geseßen,
Der Augen tiefes Blau, die Elfenhand,
Des Nackens Blondgekraus, wer kann's vergessen?

Noch jüngst — ich schritt ein hohes Tal entlang,
Es war gekrönt mit sieben Silberspitzen,
Die von dem himmelnahen Felsenhang
Herunter auf die grünen Pfade blitzen —

„Schneewittchen!“ rief ich laut und unbewußt,
„Schneewittchen hinter deinen sieben Bergen!
Führst droben pünktlich du mit kühler Brust
Den kleinen Haushalt deinen sieben Zwergen?“

Ein spottend Echo nur antwortet' mir,
Die Felsfirn rümpfte lachend ihre Falten;
Und doch, und doch, mir war's, ich hätt' von dir
Schneewittchen! einen lieben Gruß erhalten.

Conr. Ferd. Meyer.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Meerfahrt.

Von Ernst Eschmann.

Wer als Landratte geboren ist, dem flößt das Meer einen unerhörten Respekt ein. Jede Meerfahrt wird zur Sensation, zu einem Erlebnis ganz besonderer Art. Eine Welt von Gefühlen und Vorstellungen wird lebendig. Da hebt ein Wogen von Gedanken an, und der Mensch gerät in einen Zwiespalt der Kräfte, daß er oft nicht mehr weiß, wie er sich nehmen soll.

Was für ein Nichts ist er doch dieser schimmernden Unendlichkeit gegenüber! Sie hat ja keine Grenzen. Sie rührt an den Himmel. Wenn das Meer ihm gewogen ist, schaukelt es ihn gemächlich, wie die Mutter das Kindlein in der Wiege in den Schummer schaukelt. Wird der Born aber in ihm Meister, hebt es an zu toben. Die Wellen werden zu Wogen, die Wogen zu Bergen, furchtbare Abgründe tun sich auf, und sie sind imstande, tausend Menschenleben mit einem Wirbel zu verschlingen. Da wird der Mensch zum Spielball der Winde, und er richtet nichts aus, er muß mit sich geschehen

lassen, was der empörte Gott der Meere mit ihm vorhat.

Aber ist es nicht ebenso wahr, daß die neue Zeit die unbegrenzten Elemente der See zu überwinden vermag? Mit mächtigen Schiffen, schwimmenden Palästen gleich, fährt der Mensch von Küste zu Küste, von Erdteil zu Erdteil und beeinflusst und bestimmt gar die Schicksale einzelner wie ganzer Völker.

So ist jede Fahrt von einem geheimnisvollen Zauber umgeben. Näher als je fühlt man sich der Allmacht der Natur. Alles Kleinliche verschwindet. Die großen Dimensionen reden ihre gewaltige Sprache. Sonne und Sterne werden uns vertrauter, und je mehr das Festland mit seinen Städten und Türmen, Küstenstrichen und Felsenriffen verschwindet, um so fester werden wir von allen Reizen des Meeres umspinnen.

Es braucht keine Reise auf Monate hinaus zu sein, eine Tagesfahrt, die auch eine Nacht in